

SANTO TOMÁS CHICHICASTENANGO*

HANS BOESCH

Mit 1 Tafel

Den Hauptgrund für einen Besuch von Santo Tomás Chichicastenango bildet sicher der große Markt, der jeweilen am Donnerstag und Sonntag auf der Plaza unter den hohen Bäumen und auf den angrenzenden Straßen abgehalten wird. Einzelne Marktfahrer bieten ihre Ware in richtigen Verkaufsständen an, andere aber haben ihre Früchte, Gemüse, Töpfe und anderen Produkte vor sich auf dem Boden ausgebreitet und warten, ruhig dahinter sitzend, auf einen Käufer. Natürlich fehlen auch die Kochstellen nicht, wo die Indianer ihren mitgebrachten Proviant zubereiten oder die fliegenden Restaurants, wo sie ein einfaches Essen kaufen können.

Der farbenprächtige Eindruck wird in erster Linie durch die in Chichicastenango besonders schönen Trachten hervorgerufen. Der Maxeño trägt kurze schwarze Kniehosen, welche auf jeder Seite etwa eine Handlänge weit aufgeschlitzt sind. Auf den Seiten der Hosen sind farbig-schillernde Ornamente verschiedener Art aufgestickt. Festgehalten wird die kurze Hose mit einem etwa drei Meter langen roten Band, das in seiner ganzen Länge um den Körper geschlungen wird und dessen Enden eingesteckt werden. Heute tragen die meisten Indios ein Hemd wie die Ladinos, aber ursprünglich war der Oberkörper nackt. Als Oberkleidung wird wieder eine kurze schwarze Jacke, die vorne offen ist, getragen. Sie ist, wie die Hosen, mit gestickten Verzierungen versehen. Rot, gelb und grün sind häufig gesehene Farben; rot, das sich leuchtend vom schwarz abhebt, sticht am stärksten hervor. Die Farben und Ornamente besitzen alle eine bestimmte symbolische Bedeutung. Häufig ist die Sonnenscheibe, seltener ein blauer Blitz. Der Regen, der so entscheidend für die Maisernte ist, wird durch eine violette Farbe symbolisiert, die nur von den Würdeträgern getragen wird. Wie die Abzeichen an unseren Uniformen, verraten die eingestickten Ornamente die Stellung des Trägers in der indianischen Gemeinschaft. Als Kopfbedeckung wird, manchmal sogar unter dem auf spanische Einflüsse zurückgehenden weitrandigen Strohhut, ein roter Turban getragen, der ebenfalls vielfarbig bestickt und mit Quasten verziert ist. Als Fußbekleidung dienen den meisten Indianern offene Sandalen. Die Frauen tragen einen dunkelblauen Rock mit senkrechten weißen Streifen, verziert mit farbigen Bändern und einem langen Baumwollgürtel, der ihn festhält. Die Jacke der Frauen weist einen ganz anderen Schnitt als diejenige der Männer auf; im Schnitt ist sie rechteckig, etwa 90 auf 120 Centimeter messend, mit einem Schlitz für den Hals versehen und auf den Seiten zusammengenäht. Dieses Kleidungsstück, « huipil » genannt, ist reich bestickt; rot herrscht auch hier vor, und wir finden ähnliche Muster und Ornamente wie bei der Männerkleidung. Huipils sind wegen ihrer prächtigen Farben besonders gesuchte Objekte, um als Erinnerung mit nach Hause genommen zu werden. Frauen gehen meistens barfuß. Als Schmuck tragen sie vor allem schöne Ohrringe. Unvollständig wäre die Beschreibung der Frauenkleidung, ohne das große Tuch zu erwähnen, welches sie zusammengeschlagen auf dem Kopf tragen. Wenn Lasten auf dem Kopf getragen werden, dient es als Unterlage; häufiger jedoch wird es wie ein Sack umgeschlungen. Die kleinen Kinder trägt die Frau in diesem Tuche auf dem Rücken, aber auch das Gemüse, das sie auf dem Felde holt. Chichicastenango hat bis heute seine farbenfreudigen Trachten noch fast rein erhalten können. Ähnlich steht es mit anderen abgelegenen und vom Verkehr wenig berührten Orten. Wo aber schon seit langem der Verkehr hinkam, und wo die Ladi-

* Aus dem demnächst im Verlage Kummerly & Frey erscheinenden Werke: „La tierra del Quetzal — Zentralamerika heute“.



Santo Tomás Kirche in Chichicastenango, Guatemala. Auf der dritten der achtzehn Stufen sieht man den «quemador», den Stein, auf welchem die Indianer ihr Opferfeuer entzünden, um hierauf betend und die Räucherpfannen schwingend zum Kirchenportal empor zu steigen.

nobevölkerung zahlenmäßig stark geworden ist, sieht man je länger je weniger die alten Trachten. Der Markt in San Francisco el Alto ist an sich schon weniger farbig, weil hier die blaue Farbe vorherrscht; zudem tragen dort die meisten Indianer stark latinisierte Kleidung: blaue Hosen und moderne Gürtel aus Plastic, Hemden und die weitrandigen Strohhüte. In ihrer Kombination von schwarz mit rot und zusätzlichen farbigen Stickereien ist die Tracht der Maxeños und Maxeñas eine der schönsten, die ich je gesehen habe.

Der Besuch des Marktes wird auch immer mit dem Besuch der Kirche verbunden. Hier entrollt sich nun ein derart fremdartiges Bild, daß man tatsächlich stundenlang verweilen kann, beobachtend und nachdenkend. Nirgendwo sonst erhält man einen so eindrucklichen Beweis dafür, wie lebendig das Alte noch ist, wie dürftig in kulturellen und religiösen Belangen die Umwandlung im Laufe der letzten Jahrhunderte sich vollzogen hat. Zugleich aber ist es auch ein Beweis, zu welcher Anpassung und zu wie weitgehenden Konzessionen die katholische Kirche bei der Christianisierung der neuen Gebiete bereit war. Die Farbtafel zeigt uns den Treppenaufgang zur Hauptkirche von Santo Tomás. Für Fremde und für Ladinos ist der Aufstieg zur Kirche über die achtzehn Treppenstufen streng verboten; sie haben den Eingang durch das neben der Kirche angebaute Gebäude zu wählen und erreichen das Innere der Kirche durch eine Seitentüre, denn auf diesen Treppen zur christlichen Kirche spielt sich in eindrucksvoller Weise ein gemischt primitiv-christlicher Kultus ab, an welchem nur die Indios teilnehmen. Auf einem großen viereckigen Steinblock, dem « quemador », werden Feueropfer dargebracht. Offenbar sind es Fruchtbarkeitsriten, denn in erster Linie werden Mais, Maisblätter und -stengel verbrannt. Schon einer der ersten spanischen Exploratoren schrieb über die Maya, daß bei ihnen der Mais eine derart zentrale Stellung einnehme, daß er fast wie ein Gott betrachtet werde. Er kam der Wahrheit sehr nahe, denn der Mais nimmt in der primitiven Religion die Stellung eines Gottes tatsächlich ein. Im Frühjahr, vor Beginn der sommerlichen Regenzeit, spielen die Bitten um Regen, der den Mais gedeihen läßt, eine große Rolle. Schon in alter Zeit war der Regengott in der Religion der Maya eine Zentralfigur und noch heute versammeln sich die Indianer, wenn die Zeit der ersten Sommerregen (etwa Mitte Mai) naht, zu oft mehrere Tage dauernden « costumbres », wie die großen Bittfeste und Prozessionen genannt werden.

Räucherpfannen schwingend steigen die Indianer betend die Treppenstufen zur Kirche empor; andere kehren aus dem Innern auf den Marktplatz zurück. Wir treten durch den Nebeneingang in den Garten des Pfarrhauses und von dort durch die Seitentüre in das Kirchenschiff. Es braucht einige Zeit, bis sich unsere Augen an das Dunkel gewöhnt haben. Die Kirche ist ein einfacher, sehr langer einschiffiger Bau, der nur spärlich durch Außenlicht, das durch wenige Fenster einfällt, erleuchtet wird. Durch die Haupttüre betreten die Indios die Kirche, schlagen das Kreuz und knien nieder. Sie bringen Kerzen mit, Blumen, Feldfrüchte, Tiere und anderes mehr, das sie segnen lassen wollen. Der ganze vordere Teil des Kirchenschiffes ist nicht bestuhlt. Erst der Chor, zu dem man über zwei Stufen emporsteigt, enthält einige Reihen Betstühle und den Wänden entlang ein paar alte, verstaubte Altäre. Der Boden ist, wie dies hier auch in Wohnhäusern üblich ist, mit Kiefernadeln dicht bestreut. Im ganzen Hauptschiff sind längs der Mittelachse auf Brettern, welche am Boden liegen, Kerzen eingesteckt, sodaß sich eine Lichterstraße von der Türe bis zum Chor hinzieht. Jeder Neueintretende fügt eine oder mehrere Kerzen zu, sodaß den ganzen Tag hindurch im Innern der Kirche dieses ruhige Licht das Dunkel etwas erhellt. Der Indio, meist von seiner Frau begleitet, die im Rückentuch das Kleine mit sich trägt, wird schon auf der Treppe von indianischen Kirchendienern, die fast wie eine Art Hilfspriester funktionieren, abgeholt und

durch die Kirche geleitet. Der ganze Kirchgang spielt sich in durchaus individualistischer Art ab, die ausgesprochen primitive Züge trägt und im stärksten Gegensatz zu dem auf der Gemeinde aufbauenden christlichen Gottesdienst steht. Dies wurde mir am einprägsamsten gezeigt, als um elf Uhr einige Ladinos aus dem Dorfe — ebenfalls durch den Nebeneingang wie wir Fremden — zur Messe kamen. Da sitzen nun etwa sechs Männer in den Betstühlen beisammen und vorne zelebriert der Priester für sie die Messe. Unterdessen knien die Indianer vor den Kerzen im Hauptschiff, gehen dann von Altarbild zu Altarbild, verharren manchmal im stillen oder auch im laut gesprochenen Gebet kniend für lange Zeit. Die beiden Welten, die des Indio und die des Ladino, haben sich auch unter dem Dache der Kirche nur in einer äußerlichen Form gefunden, in Tat und Wahrheit leben sie auch hier ruhig aneinander vorbei. Ich sitze wohl stundenlang versunken in der Kirche und höre den Indianern zu, wie sie beten. Trotzdem ich kein Wort ihrer Sprache verstehe, glaube ich fast alles zu begreifen, denn mit eindrucklichen Gebärden, mit bittender Miene und ausgestreckten Händen flehen sie um den Segen. Sie streuen Blumen aus, sie legen Maiskörner hin und nachdem sie den Segen empfangen haben, knüpfen sie das Mitgebrachte wieder in ihre farbigen Tücher, um es nach Hause zu tragen.

Die religiöse Welt des Indianers lebt aber nicht nur unter dem Dache der Kirche. Für ihn ist das ganze Leben, das Werden seiner Anbaupflanzen und seiner Haustiere, Sonnenschein und Regen ein Mysterium. Über das religiöse und soziale Leben in Indianerdörfern besitzen wir heute eingehende, wohl dokumentierte Abhandlungen (zum Beispiel Charles Wagley: « The Social and Religious Life of a Guatemalan Village »). Diese Arbeiten zeigen jenem, der sich eingehender mit diesen Fragen befassen will, wie tief das Alte heute noch weiterlebt. Auf einer kurzen Reise bleibt für solche eingehenden Studien keine Zeit. Es gibt aber doch genügend Gelegenheiten, um die Stimmungen einzufangen und damit den Hintergrund zu schaffen, auf welchem später die nüchternen wissenschaftlichen Abhandlungen Leben annehmen. Eine solche Gelegenheit bot sich noch am gleichen Nachmittag, als ich durch Maisfelder und an kleinen Gehöften vorbei einen Spaziergang zu einem nahen, mit Kiefernwald bestandenen Hügel machte. Schon der Gang an sich war schön und beruhigend. Das Dorf mit seinem regen Marktleben, das mystische Dunkel der Kirche mit seinen zwei Gottesdiensten lagen jetzt hinter mir. Ein angenehm kühlender Wind rauschte durch die Bäume, als ich die Höhe des Hügels erreicht hatte. Hier lag einer der zahlreichen indianischen Gebetsplätze. Eine große Maya-Skulptur nimmt die zentrale Stelle ein. Der Kopf, roh aus dem Stein gehauen, mit wulstigen Lippen und prägnantem Ausdruck ist überlebensgroß. Der Körper, den kleineren Teil der Skulptur bildend, ist mit Ausnahme der gekreuzten Hände nicht weiter bearbeitet. Von dieser Figur geht ein mehrere Meter im Durchmesser aufweisender Halbkreis von Steinen aus, in welchem zwölf Kreuze die zwölf Apostel versinnbildlichen sollen. Es ist eine merkwürdige Kombination von altem Götterkult und christlichen Konzessionen, bei der aber das ursprünglich Indianische absolut vorherrscht. Hier treffen sich die Indianer meist nachts zu ihren eigenen Kulthandlungen mit ihren Medizinmännern. Jetzt am Tage ist alles still. Die Abendsonne fällt durch die Bäume, der Wind rauscht; es liegt eine ganz eigenartige Stimmung über dem Gebetsplatz. Etwas verkohltes Holz und weiße Asche, einige grüne Blätter und rote Früchte sind von den Opferhandlungen noch zurückgeblieben.

SANTO TOMÁS CHICHICASTENANGO

Dans ce texte, extrait d'un livre à paraître à la fin de l'année chez Kümmerly & Frey: „La Tierra del Quetzal — L'Amérique centrale d'aujourd'hui“, on décrit le marché et un cortège nuptial au village indien de Santo Tomás Chichicastenango, au Guatemala.

In questa bozza di testo per il libro „La Tierra del Quetzal — Zentralamerika heute“, che apparirà verso la fine dell'anno per i tipi della Casa Editrice Kummerly & Frey, vien (descritto il recarsi della gente al mercato e alla chiesa) di Santo Tomás Chichicastenango nel Guatemala.

DIE CANADISCHEN PRÄRIEPROVINZEN IM INDUSTRIELLEN UMBRUCH

ERNST WINKLER

Mit 1 Tafel und 7 Abbildungen

Die sogenannten drei Prärieprovinzen von Canada: Manitoba (Man.), Saskatchewan (Sask.) und Alberta (Alta.) galten bisher als der Getreidespeicher dieses Staates und darüber hinaus als eine der größten und bedeutendsten Kornkammern der Erde überhaupt. Und zweifellos werden sie diesen Ruf auch in der nächsten Zukunft zu verteidigen wissen. Allein in den letzten Jahren spielten sich in dieser ausgesprochensten Agrarregion Canadas (und vielleicht des ganzen Erdteils) Ereignisse ab, die sie über kurz oder lang zum Gebiet nicht weniger wichtiger Industrien machen werden. Damit wird auch ihr landschaftliches Gesicht mutmaßlich bemerkenswerte Umformungen erfahren. Den im Zuge befindlichen Umbruch zu verfolgen, dürfte daher auch für die Geographie von Interesse sein. Es soll deshalb im folgenden versucht werden, hierzu einen Beitrag zu leisten.

„BROAD HORIZONS“

Den landschaftlichen Grundzug der nahezu 2 Millionen km² (Manitoba 652 218, Saskatchewan 651 876, Alberta 661 161 km²) großen (also einen Fünftel der Fläche Canadas umfassenden) Prärieregion zeichnet der Wechsel weiter, welliger bis flacher Plateaus und Ebenen und zahlreicher tief in sie eingeschnittener breiter Täler, deren im ganzen gering erscheinende «Reliefenergie» dem Gebiet die Namen Plains», «Great Plains», «Interior Plains oder Lowlands» eingetragen hat. Diese Namen spielen auf eine Einheitlichkeit an, welche den Provinzen keineswegs eignet, zumal auch nur ein relativ kleiner Bereich, kaum ein Drittel der Gesamtfläche, von der Vegetation eingenommen ist, die ihre Flachheit besonders zu betonen vermöchte: von Steppe, da vielmehr Wälder und Parklandschaften den Hauptteil des Mittelwestens beanspruchen. Die Prärien, dieses «great inland empire» stellen so eine kaum weniger mannigfaltige Großlandschaft¹ Canadas dar als dessen übrige Hauptgebiete, und diese konstitutionelle Eigenschaft findet in der Disposition, in der Eignung für menschliche Besiedlung und Nutzung ein Korrelat, das bisher nur teilweise gewerte wurde. Denn der Mittelwesten ist nicht nur — wie er bisher vor allem beurteilt wurde — ein klimatisch wie pedologisch und geomorphologisch bemerkenswert gut disponierter Agrarraum: er besitzt nicht allein in weithin verbreiteten Schwarz- und Braunerden vorzügliche und dank der vorwiegenden Flachheit des Geländes leicht pflügbare Nährgründe und ein zwar herbes, trockenes, aber im ganzen genügend (und jahreszeitlich gut verteilte) Niederschläge (Sommerregen) empfangendes Klima. Der Untergrund repräsentiert, wie sich immer mehr heraus-

¹ Allein hinsichtlich der „naturräumlichen“ Gliederung ließen sich gestützt auf die starke Durchtalung der Prärie-„Tafel“ und die dadurch bedingte Differenzierung von Topographie, Hydrographie, Regionalklimatologie und Vegetation zahlreiche „Naturlandschaftsindividuen“ verschiedener Größenordnung — so an die 1000 von der Größe eines mittleren Schweizer Kantons (2000 km²), 10 000 von der Größe einer mittleren Schweizer Talandschaft (200 km²) — sondern, die trotz ihrer vielfachen Analogie zweifellos ebenso viele Eigentümlichkeiten aufweisen. Auch ein flüchtiger Blick — wie er dem Verfasser mit seinem Freund Prof. Dr. H. BERNHARD 1948 in verschiedenen Gegenden der Prärieprovinzen: so um Winnipeg, um Regina, um Edmonton, im Peace River Gebiet und um Calgary innerhalb von etwa 3 Wochen intensiver Fahrten vergönnt war — vermag von der hohen landschaftlichen Variabilität der in der Regel als eintönig geschilderten Prärienregion zu überzeugen.